



Aus Dieter E. Zimmer:
Tiefenschwindel – Die endlose und die beendbare Psychoanalyse
 Reinbek: Rowohlt Verlag, 1986, S.92-117
 Ergänzte Ausgabe: Reinbek, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1990, S.109-135
 © 1986, 1990 Rowohlt Verlag und Dieter E. Zimmer

Eine Art, Trugschlüsse zu vermeiden

Über die objektive Nachprüfung psychoanalytischer Annahmen

Das Stichwort lautet Szientismus oder wahlweise Reduktionismus. Wer das Freudsche Gedankengebäude als wissenschaftlich fragwürdig oder unhaltbar erachtet, der muss ein elender Szientist und Reduktionist sein – einer, der die tieferen Einsichten und die höheren Kulturwerte der Psychoanalyse verschmäht und sich statt dessen mit wissenschaftlicher Erbsenzählerei begnügt. Seine Kritik, so heißt es, geht von vornherein an Freuds epochalen Entdeckungen vorbei. Auf die platte szientistische Weise lasse sich ihnen nicht beikommen. Sie sei eine „verstehende Wissenschaft“, Hermeneutik eben, und müsse sich dem rigiden Test der Naturwissenschaft nicht stellen. Die Psychoanalyse sei prinzipiell immun gegen wissenschaftliche Widerlegungen.

WORIN ABER besteht denn nun die verschmähte und geschmähte «szientistische» Methode, die auf die Aussagen der Psychoanalyse angeblich nicht angewendet werden kann?

Der amerikanische Schriftsteller Robert M. Pirsig hat sie in seinem Roman *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten* einmal anschaulich beschrieben: als eine Art Dampfwalze, die herausgeholt werden muß, wenn der Mensch vor einem Problem steht, das sich nicht von allein ergeben will. Dann wird sie aufgefahren, schwerfällig, aber mächtig. Oft wird heute die Wissenschaft mit den augenfälligsten ihrer Produkte verwechselt: den Techniken des industriellen Zeitalters. Oft wird sie für dasselbe gehalten wie der allerdings, und auch im Irren, menschliche, allzu menschliche Wissenschaftsbetrieb. Wissenschaft aber ist im Kern etwas anderes. Sie ist eine Methode, objektive Kenntnisse über die Welt zu erlangen. Diese Methode ist nichts anderes als ein Aufgebot aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen, um sich, soweit das in menschlicher Macht steht, gegen Trugschlüsse zu sichern.

Da das überhaupt nicht selbstverständlich ist, sollen die wichtigsten, die elementarsten dieser Vorsichtsmaßregeln hier kurz skizziert werden. Wissenschaftsfeindlichkeit geht heute um; da wäre es gut, wenn den Wissenschaften wenigstens die vermeidbaren Abneigungen erspart blieben, die aus einer Verkennung ihres Wesens entspringen. Wissenschaftliches Vorgehen ist schnell als Positivismus, Szientismus, als eine krankhafte und gefährliche Lust aufs Messen und Zählen und Wiegen abgetan. Schon die Tatsache, daß ein Psychologe «szientistisch» oder «positivistisch» vorgeht, gereicht ihm in manchen Kreisen zum Ruf der Oberflächlichkeit und Unzuständigkeit. Darum muß man sich klarmachen, daß die Wissenschaften ihre verschiedenen Methoden haben und daß ihre Gemeinsamkeit, die sie in manchen Augen zur «Einheitswissenschaft» stempelt, einfach in der Befolgung gewisser Regeln sauberen Schließens besteht, in dem Bestreben, subjektive Fehlschlüsse so weit wie möglich zu vermeiden. Wer naturwissenschaftliches Vorgehen für unangebracht hält, muß darum sagen, welche dieser Regeln er für falsch oder entbehrlich hält und mit welchem Grund.

Jedes wissenschaftliche Projekt beginnt mit einem Verdacht: Irgend etwas kommt einem seltsam vor. Vielleicht ist der Himmel doch gar keine Glasglocke und die Erde doch gar keine Scheibe? Vielleicht führen vergessene Kindheitsleiden zu Neurosen? Wenn man nicht riskieren will, naive Fragen zu stellen oder zu erforschen, was längst bekannt ist, wird ein solcher Verdacht besser nicht aus dem Ärmel geschüttelt. Eine brauchbare wissenschaftliche Hypothese darf nicht ignorieren, was man schon weiß; das heißt, sie erwächst aus dem Kontext der Forschung. Ein Verdacht ist geweckt; jetzt geht es darum, ihn so herzurichten, daß er nicht «im Raume stehenbleiben» muß, sondern sich nachprüfen läßt, und dann die richtigen Schlüsse aus den Ergebnissen zu ziehen. Dazu haben sich einige Regeln als sinnvoll und nützlich erwiesen. Sie stellen kein spezielles wissenschaftliches Abrakadabra dar; sie sind eben jene Regeln, mit denen sich auch der Alltagsverstand gegen Trugschlüsse zur Wehr setzen würde, nur ausdrücklicher formuliert und rigoroser angewandt.

Die erste Regel besteht darin, den Verdacht so explizit und eindeutig wie nur möglich zu formulieren. «Die Erde ist vielleicht irgendwie nicht so ganz direkt eine Scheibe» wäre keine nachprüfbare Hypothese, und «Kindliche Beziehungsmuster wirken möglicherweise manchmal neurotisierend» wäre es auch nicht, nicht nur wegen des «möglicherweise manchmal», sondern vor allem wegen der Unbestimmtheit der «Beziehungsmuster» – irgendwelche gibt es schließlich in jeder Kindheit.

Zweitens muß die nunmehr explizite Hypothese in eine Form gebracht werden, die sich mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nachprüfen läßt. Operationalisieren nennt man das. Daß es eine «Verdrängung» gibt, ein Abschieben schmerzhafter Erlebnisinhalte ins «Unbewußte», welches sich nach außen hin als ein Vergessen darstellt, ist eine in dieser Form kaum nachprüfbare Hypothese: Das Verdrängen selber läßt sich nicht direkt beobachten. Aber die Wissenschaft kapituliert nicht vor dem, was

sich nicht direkt beobachten läßt. Daß unangenehme Erlebnisse öfter und gründlicher vergessen werden als angenehme, ist eine nicht unvernünftige Ableitung aus der Verdrängungshypothese. Sie gestattet einschlägige Experimente.

Dritte Regel: Eine Hypothese ist nur dann eine wissenschaftliche Hypothese, wenn sie auch widerlegbar ist – um diese Einsicht hat Karl Popper die Erkenntnistheorie bereichert. Daß Energie gleich Masse mal Geschwindigkeit zum Quadrat sei, ist falsifizierbar. Sätze wie «April, April macht was er will» oder «Der Traum ist der Wächter des Schlafs» sind es nicht. Erweise es sich, daß der Träumer nie aus seinem Traum erwacht, so wäre der Satz natürlich bestätigt: Der Traum hat ihn vor dem Aufwachen bewahrt. Wachte der Träumer im Gegenteil aber auf, so wäre der Satz noch keineswegs widerlegt – es hätte der betreffende Wächtertraum nur nicht aufgepaßt. Nun sind natürlich auch Forscher nur Menschen, die ihre eigenen Hypothesen lieber verifizieren als falsifizieren; und ganz gewiß werden Bestätigungen viel eher und lieber veröffentlicht als Fehlanzeigen. Auch sieht der normale Wissenschaftsbetrieb nicht so aus, wie ihn ein glühender Popper-Leser sich gerne vorstellt: Es wird dort nicht unausgesetzt und erbittert falsifiziert. Naturwissenschaftler sind nicht tagsüber bemüht, die Hypothesen umzubringen, die sie sich in ihren schlaflosen Nächten ausdenken. Im Normalfall geht es lockerer zu: Man hat Kenntnisse und Theorien, die sie verknüpfen, man leitet daraus Hypothesen ab («Wenn das wirklich so ist, dann müßte doch auch eigentlich ...»), und dann versucht man Anordnungen zu finden, in denen es sich herausstellen muß, ob sie zutreffen. Dennoch muß ein gutes Experiment so angelegt sein, daß die ihm zugrundeliegende Hypothese auch widerlegt werden könnte. Denn was nicht widerlegt werden kann, läßt sich leider auch nicht bestätigen. Daher die witzige Wirkung, die Sätzen eigen ist wie «Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich's Wetter, oder es bleibt, wie es ist». Wenn eine Aussage auf gegensätzliche Befunde gleich gut paßt, wenn sie richtig bleibt, was immer auch geschieht, ist es mit ihrem Erkenntniswert nicht weit her.

Die vierte Regel: Da aus einem Einzelfall nie und nimmer eine Gesetzmäßigkeit – oder, bescheidener gesagt, eine Regelmäßigkeit – abgeleitet werden kann, müssen möglichst zahlreiche Fälle herangezogen werden, die für die Hypothese relevant sind. Das beschert einem rasch eine größere Menge an Zahlen. Und da der menschliche Verstand nicht darauf eingerichtet ist, mit größeren Mengen roher Zahlen vergleichend umzugehen, braucht er Hilfsmittel, diese Zahlen seinem Begreifen gefügig zu machen: die Statistik. Unweigerlich hantieren die meisten empirischen Studien der «akademischen» Psychologie mit statistisch aufbereiteten Meßdaten. Ihre Kollegen Geisteswissenschaftler haben darum die Bezeichnung «Zahlenhuber» oder «Erbsenzähler» für sie parat. Vielen widerstrebt die Vorstellung, daß irgend etwas Psychisches sich in Zahlen ausdrücken lasse; es würdigt den Menschen in ihren Augen herab. An der Aussagekraft der Zahlen ändert diese Abneigung nichts, und die hängt nur ab von der Güte

der erhobenen Daten und ihrer statistischen Aufbereitung. Auch gibt es keine Alternative zu ihnen.

Regel Nummer fünf: Da der menschliche Erkenntnisapparat so ausgelegt ist, daß er seine Beobachtungen und Schlüsse zuweilen unabsichtlich verzerrt und verfälscht, müssen die Beobachtungsmethoden die denkbar objektivsten sein, nämlich möglichst frei von subjektiven Vorentscheidungen, Vorurteilen, Vorlieben, Sympathien, Antipathien, Launen, Unaufmerksamkeiten, Vergeßlichkeiten, Sehfehlern, Blindheiten. Wenn etwa der Einfluß einer bestimmten Therapie auf die endogene Depression zur Debatte steht, gelangt man nie irgendwohin, solange derselbe Gemütskranke von dem einen Psychiater als Zwangsneurotiker, von dem anderen als Agoraphobiker, von dem nächsten als paranoider Schizophrener, vom vierten als bipolarer Depressiver und von dem fünften als völlig gesund diagnostiziert wird (dergleichen kommt leider vor). Und auch für das in Frage stehende Ergebnis, für die «abhängige Variable» werden möglichst objektive Kriterien benötigt. Wenn der eine Psychiater nach einer Zeit der Therapie zu dem Schluß kommt, der Zustand des Patienten habe sich wesentlich gebessert, der nächste aber keinerlei Veränderung feststellen kann, ist über den Therapieerfolg herzlich wenig Aufschluß gewonnen. Man muß von vornherein wissen, was als was zählen soll; und möglichst sollte man sich mit seinen Fachkollegen darüber einig sein.

Sechste Regel. Bei dieser ganzen Unternehmung der Erkenntnisgewinnung ist sorgfältig darauf zu achten, daß das untersuchte Ergebnis nicht von ganz anderen, der Aufmerksamkeit des Forschers leider entgangenen Faktoren hervorgebracht wird als denen, die er als Ursache angenommen hatte. Das ist nur gesunder Menschenverstand: Wenn ich herausfinden will, ob jemand tatsächlich einen Liter Bier in einem Zug trinken kann, wie er behauptet, dann reicht es nicht, sein Glas erst voll und dann leer zu sehen – dann muß ich sichergehen, daß er es nicht abgesetzt oder heimlich ausgeschüttet hat. Mögliche andere Ursachen soweit erdenklich auszuschließen: daß heißt, ein Experiment, eine Studie zu «kontrollieren». Diese Notwendigkeit legt dem Forschen starke Beschränkungen auf, und da man vor allem bei den Wissenschaften, die sich mit der Welt des Lebendigen und ihren unübersehbaren wechselseitigen Abhängigkeiten und Beeinflussungen befassen, selten sicher sein kann, alle Einflußfaktoren ganz und gar im Griff («unter Kontrolle») zu haben, die in ein bestimmtes Ergebnis eingegangen sein könnten, kann man auch eines Ergebnisses selten ganz sicher sein. Die Erfahrungswissenschaften liefern grundsätzlich keine «Beweise», sie liefern «Evidenzen»: nämlich mehr oder weniger starke Indizien. Die Indizien sind um so stärker, je strenger die Kontrolle war. Diese Grundidee des wissenschaftlichen Forschens hat sich nur langsam durchgesetzt und ist bis zur Psychoanalyse immer noch nicht ganz durchgedrungen.

Einem der ersten Experimentatoren des Abendlands, dem Stauferkaiser Friedrich II., werden eine ganze Reihe reichlich brutaler Experimente zugeschrieben. Unter anderem wollte er genau wissen, ob man

sich nach dem Essen bewegen oder vielmehr ausruhen solle. Sein Verdacht ging dahin, daß die Ruhe nach dem Essen zu Mißbefinden führe, weil der Magen des Ruhenden schlechter verdaut. Eine gesunde, weil falsifizierbare Hypothese: «Der Ruhende verdaut weniger.» Wie er sie operationalisierte, hätte allerdings nicht den Beifall heutiger Wissenschaftler. Er ließ zwei zum Tode Verurteilte dasselbe essen und den einen daraufhin ruhen, den anderen auf und ab gehen. Zwei Stunden später wurden beide enthauptet, und dann wurde ihnen der Magen geöffnet. Jetzt mußte es sich zeigen. Beide Mageninhalte waren gleich. Die Hypothese war also widerlegt: Aktivität förderte die Verdauung nicht. Der Kaiser hatte also eine Kontrolle in das Experiment eingebaut. Er hatte sich nicht damit begnügt festzustellen, ob der Mageninhalt eines Aktiven wirklich gründlich verdaut war – er hatte den eines Nicht-Aktiven zum Vergleich herangezogen. (Trotzdem besagte das Experiment wenig. Der jeweilige Zustand der beiden Mageninhalte konnte schließlich zahllose Ursachen haben, die eben nicht «kontrolliert» worden waren.)

Das Laborexperiment ist den Wissenschaften, die sich mit der Seele befassen, darum so lieb, weil hier die genauesten Kontrollen möglich und mithin die saubersten Ergebnisse zu gewinnen sind: unverunreinigt durch unüberblickbare störende Einflüsse von außerhalb. Jedoch lassen sich im psychologischen Labor meist nur «kleine» Fragen stellen, und die Laborsituation ist so künstlich, daß oft der Verdacht bleibt, im wirklichen Leben wären ganz andere Antworten herausgekommen. Das Laborexperiment ist aber auch keineswegs die einzige Quelle, aus der objektive Erkenntnis geschöpft werden kann. Eine andere ist die Feldstudie: die Beobachtung dessen, was sowieso geschieht, nur nach möglichst objektiven Kriterien. Schließlich gibt es die Mischform der experimentellen Feldstudie: Sie beobachtet eine natürliche Situation (also das, was sowieso geschieht), führt dort aber künstlich Variablen ein, an denen sich die zur Debatte stehende Frage klären müßte. Wer beispielsweise die Zusammenhänge zwischen Gewalt im Fernsehen und Gewalt im Leben untersucht, kann es im Laborexperiment tun: etwa indem er zwei Fernsehfilme vorführt, einen aggressiven und einen idyllischen, und registriert, ob diejenigen, die den aggressiven Film gesehen haben, sich im Anschluß anders verhalten als die Kontrollgruppe. Er kann, bei einer Feldstudie draußen in Wirklichkeit, Menschen ausfindig machen, die sich regelmäßig gewalttätige Filme ansehen, und sie zur Kontrolle mit Personen vergleichen, die keinen Bedarf an derlei Medienkost haben. Er kann, ebenfalls im wirklichen Leben, seinen Versuchspersonen eine brutale Fernsehdiät entweder zumuten oder vorenthalten und dann die Folgen studieren.

Eine Abart der Feldstudie ist die epidemiologische Untersuchung, die Erforschung der Häufigkeit einer Krankheit. Auch für psychoanalytische Annahmen sind solche Untersuchungen relevant. Zum Beispiel behauptete Freud, Paranoia (Verfolgungswahn) gehe auf abgewehrte, also verdrängte homosexuelle Gelüste zurück: «Der paranoische Charakter liegt darin, daß zur Abwehr einer homosexuellen Wunschphantasie ... mit einem Ver-

folgungswahn ... reagiert wird.»¹ Je schärfer die gesellschaftliche Ächtung und Unterdrückung der Homosexualität, so sollte man meinen, desto rigorosser müßten alle entsprechenden Wünsche abgewehrt werden; je duldsamer aber Gesetze und öffentliche Meinung, desto weniger Verdrängung wäre nötig. Nun ist die Einstellung zur Homosexualität in wenigen Jahrzehnten unzweifelhaft sehr viel duldsamer geworden; also wäre zu erwarten, daß auch Paranoia insgesamt seltener geworden ist und weiter wird. Eine epidemiologische Untersuchung gäbe der ätiologischen Hypothese recht oder unrecht. Und bisher sieht es ganz so aus, als hätte sie unrecht. Einige Häufigkeitsuntersuchungen der Schizophrenie, zu deren Formenkreis die Paranoia heute meist gezählt wird, vor allem ein Fallregister, das seit 1916 annähernd alle in Norwegen vorkommenden schizophrenen Erkrankungen erfaßt, deuten übereinstimmend darauf hin, daß die Schizophrenie in den letzten hundert Jahren weder häufiger noch seltener geworden ist², also wohl nichts mit der Strenge der herrschenden Sexualmoral zu tun hat.

Die Notwendigkeit von Kontrollen heißt auch: Jede Untersuchung, die wissenschaftlich genannt zu werden verdient, muß von sich aus die Gegenprobe machen. Wenn die Tiefenpsychologie nach Ursachen fahndet, nimmt sie typischerweise ein oder zwei Fälle von Krankheit und sucht die Vergangenheit so lange ab, bis sie einen lange zurückliegenden Vorgang entdeckt (oder auch konstruiert) hat, der mit ihren jeweiligen Theorien über die Verursachung psychischer Störungen vereinbar ist – der muß es dann gewesen sein. In jede bessere Studie der «akademischen» Psychologie aber ist die Gegenprobe eingebaut. Es reicht ihr also keineswegs, daß es Fälle gibt, in denen einer bestimmten Störung tatsächlich eine denkbare Ursache vorangegangen ist; sie fragt gleich mit, ob es andere Fälle gibt, wo dieselbe mutmaßliche Ursache ohne Folgen blieb oder die betreffenden Folgen auch eintraten, ohne daß ihnen die mutmaßliche Ursache vorhergegangen wäre. Das heißt, sie versucht, den geläufigen Fehlschluß *post hoc ergo propter hoc* (weil zeitlich danach, darum deswegen) zu vermeiden: Weil deine Mutter dich zu fest gewindelt hat, fängst du dich heute einer despotischen Staatsform (wie eine psychoanalytische Erklärung des russischen Nationalcharakters einmal behauptet hat). Oft hört man: die Ursachen einer Neurose werde man nur durch die Untersuchung von Neurotikern in Erfahrung bringen; die Untersuchung von Nichtneurotikern trage nichts zur Klärung dieser Frage bei. Das ist ein fundamentaler Irrtum. Die Theorie, im Sternzeichen des Steinbocks geborene Menschen seien treu, ist nicht dadurch beweisbar, daß man eine noch so große Zahl treuer «Steinböcke» aufreibt. Man müßte gleichzeitig ermitteln, ob und in welchem Ausmaß es auch untreue «Steinböcke» gibt und ob Nicht-«Steinböcke» im Durchschnitt weniger treu sind. Erst wenn das in einem für die Theorie günstigen Sinne entschieden ist, lohnt es sich, nach den Mechanismen der Verknüpfung zu fragen, die zwischen dem Sternzeichen und der Charaktereigenschaft bestehen mögen. Das Vorhandensein positiver Fälle reicht niemals aus, eine Theorie glaubwürdig zu machen; sie hat sich – eine elementare Vorsichtsmaßregel in den Wissen-

schaften – von vornherein und mit System um mögliche Kontrastfälle zu kümmern.

Siebente Regel: Nicht nur unbeachtete, aber wirksame Einflußfaktoren müssen ausgeschaltet werden, auch der Zufall muß es. Die Theorie, daß die Münze präpariert sei, weil sie nach dem Hochwerfen nämlich immer wieder einmal auf die Zahl falle, ist wertlos: Keine Präparation, der Zufall bringt dieses Ergebnis hervor. Wenn ich eine Münze hochwerfe, und sie fällt zweimal auf die Zahl, so würde mich das nicht wundern. Täte sie es zehnmal, so fände ich es schon leicht merkwürdig. Täte sie es fünfzigmal, so hätte ich längst den Verdacht, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht. Blicke ich geduldig und würfe sie hundertmal hoch, und immer wäre der Kopf oben: ich wüßte, sie ist präpariert. Bei einer unpräparierten Münze wäre ein solches Ergebnis zwar möglich, aber es wäre verschwindend unwahrscheinlich. Ganz ohne explizit in Wahrscheinlichkeitsrechnung bewandert zu sein, wissen wir intuitiv, daß es darauf ankommt, wie groß die Zahl der positiven Ergebnisse («Kopf!») im Verhältnis zur Gesamtzahl der beobachteten Fälle ist. Je kleiner deren Zahl, um so bedeutungsloser das Ergebnis. Dreimal Kopf: das begründet noch keinerlei Verdacht, das Geldstück sei präpariert. Es könnte «reiner Zufall» sein. (Zufall heißt hier: obwohl die Münze nach bestimmten, unveränderlichen Gesetzen fällt, wirken so viele verschiedene Faktoren auf ihren Fall ein, daß wir sie nicht übersehen können und uns vom Ergebnis immer von neuem überraschen lassen müssen.) Bei einem wissenschaftlichen Versuch kommt es also darauf an, zu erkennen, ob der bloße Zufall ein ähnliches Ergebnis hervorgebracht haben könnte; oder genauer: zu ermitteln, inwieweit sich die gefundenen Ergebnisse von solchen unterscheiden, die auch der Zufall hervorgebracht hätte. Dafür gibt es statistische Methoden. Sie filtern das bedeutungsvolle Signal aus dem Hintergrund des Zufallsrauschens hervor. Hebt sich das Ergebnis deutlich von dem ab, was nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit auch vom Zufall zu erwarten gewesen wäre, so heißt man es «signifikant»; hebt es sich überdeutlich von ihm ab, so ist es hochsignifikant. Kaiser Friedrichs Experiment hätte auch besser kontrolliert sein können – ein signifikantes Ergebnis hätten bloße zwei Fälle nie gebracht.

Achte Regel: Die gesuchte Ursache muß der zur Debatte stehenden Wirkung nahe und spezifisch für sie sein. Eine Ursache, die in der Ursachenkette weit entfernt ist oder die außer der in Rede stehenden Wirkung noch zig andere hervorgebracht haben könnte, liefert nur eine sehr schwache und uninteressante Erklärung. Erschienen heute ein Kaspar Hauser und wollte wissen, warum Autos fahren, so wäre ihm herzlich wenig mit der Antwort gedient: «Weil die Sonne auf die Erde scheint» oder «Weil Scheiben, bei denen jeder Punkt des Randes die gleiche Distanz zum Mittelpunkt hat, rollen können» (zwei sowohl ferne als auch unspezifische Ursachen, denn die Energieeinstrahlung der Sonne und die physikalischen Eigenschaften des Rades erklären unzählige Phänomene und nicht speziell das Auto). «Starke Erklärungen haben die Qualität spezieller Relevanz,

logischer Unmittelbarkeit», schrieb der britische Mediziner und Biologe Sir Peter Medawar: «Und diese Qualität müssen sie besitzen, wenn sie geprüft werden sollen und es sich erweisen muß, ob sie bis auf weiteres annehmbar oder, was auch vorkommen kann, irrig sind. Psychoanalytische Erklärungen sind in diesem Sinne immer schwache Erklärungen.»³

Medawar gibt eine Reihe von Beispielen, den Vorträgen auf einem internationalen Psychoanalytikerkongreß des Jahres 1963 entnommen, etwa dieses: «Wenn ein Individuum seine Frau, sein Kind, seine Bekannten und selbst völlig Fremde schlägt, so dürfen wir vermuten, daß seine Ich-Funktionen auf grobe Weise versagt haben. Die Kontrolle des Ichs ist teilweise umgangen worden.» Vorausgesetzt, das «Ich», wie es in solchen Feststellungen in Erscheinung tritt, ist überhaupt ein sinnvolles Konzept: mit dem «Versagen der Ich-Funktionen» könnte man 1001 Phänomene erklären; über den besonderen psychiatrischen Fall, den sie aufzuhellen vorgibt, über das, was in jenem Individuum vorgegangen sein mag, sagt eine solche Erklärung gar nichts; eine Aussage wie «der Kerl hat sich nicht beherrscht» wäre ebenso gut oder vielmehr schlecht. Oder dies: «Von dem Antisemiten wird der Ödipuskomplex als narzißtische Kränkung ausgiert und erlebt, und diese Kränkung wird auf den Juden projiziert, dem er die Vaterrolle zuweist.»⁴ Angenommen, Ödipuskomplex und narzißtische Kränkung wären erwiesene Tatsachen; auch dann noch wäre diese Hypothese zur Ätiologie des Antisemitismus sehr schwach. Denn da nach Freudscher Lehre jeder kleine Junge einen Ödipuskomplex hat und den Vater als sexuellen Rivalen haßt, könnte sich auch jeder vom Vater gekränkt fühlen, und jeder solchermaßen Gekränkter könnte sich zu rächen versuchen, indem er jemand anderem die Vaterrolle zuweist. Warum nicht Onkel Fritz oder dem Klassenlehrer oder den drei Müllmännern, die zweimal die Woche vorbeikommen? Warum der Gesamtheit der Juden? «Seine Wahl des Juden ist dadurch bestimmt, daß sich der Jude in der einzigartigen Lage befindet, gleichzeitig den allmächtigen und den kastrierten Vater zu repräsentieren.»⁵ Inwiefern Jüdinnen und Juden gleichzeitig kastrierte und potente, sogar omnipotente Väter repräsentieren, bleibt das Geheimnis des Deuters. Der Alt-Nazi Alfred in Günter Wallraffs Report *Ganz unten*, der befindet, daß Europa unter Hitler noch ganz in Ordnung gewesen sei, und der seinen Antisemitismus inzwischen zu einem Haß auf alle «Hottentotten, Scheißkanaken, Kümmeltürken und Knoblauchjuden» erweitert hat⁶ – repräsentieren für den etwa auch die «Hottentotten», was immer er sich unter ihnen vorstellen mag, diesen potent-kastrierten Vater? Will er sie und die Türken und die anderen Ausländer alle an Vaters Statt «an die Wand stellen»? Was die These erklären soll, erklärt sie mitnichten: weder den Ursprung des Ausländerhasses noch die Wahl bestimmter Haßobjekte. Es ist eine pure Scheinerklärung. Solche Beispiele, schreibt Medawar, illustrieren «die olympische Flottheit (*Olympian glibness*) psychoanalytischen Denkens ... eine begriffliche Öde in Verbindung mit einer enormen Ungeniertheit und Leichtigkeit (*facility*) der Erklärungen ... Ein Lavastrom von Ad-hoc-Erklärungen ergießt sich über alle Schwierigkeiten hinweg und um sie herum und läßt nur ein paar Gelände-

buckel zurück, die die Stellen markieren, wo sie sich einmal befunden haben mögen.»

In der Pop-Psychologie des Alltags lautet eine typische unspezifische und alles zudeckende Erklärung: «Sein Symptom rührt daher, daß er eine so unglückliche Kindheit hatte.» Die typische Antwort darauf ist ein seufzendes «Ach ja?». Darin drückt sich einerseits die Bereitschaft aus, einer unglücklichen Kindheit durchaus lang anhaltende schlimme Folgen zuzuschreiben, andererseits die uneingestandene Unzufriedenheit mit derlei unspezifischen Erklärungen. Denn wenn eine unglückliche Kindheit böse Folgen fürs spätere Leben hat, dann können das doch immerhin höchst unterschiedliche Folgen sein; und wenn nicht nur das in Rede stehende Symptom auf jene Ursache zurückgeht, sondern hundert andere ebenfalls, dann ist in Wahrheit keins erklärt.

Neunte Regel. Ein gesundes Prinzip in den empirischen Wissenschaften besagt: Hat man die Auswahl zwischen mehreren möglichen Erklärungen für ein Phänomen, so empfiehlt es sich, es erst einmal mit der einfacheren zu versuchen. Nicht, daß die einfachere unbedingt die richtige sein muß; aber die Sparsamkeit gebietet, die weithergeholten Erklärungen erst dann zu Hilfe zu holen, wenn sich die naheliegenden als unzulänglich herausgestellt haben. Das Prinzip ist bekannt unter dem Namen «Occams Klinge», nach dem Spätscholastiker Wilhelm von Occam, der empfahl, «die Zahl der Dinge nicht unnötig zu vermehren» und die überflüssigen wegzurasieren. Wenn ein Mensch Bilder nicht mag, auf denen einem Hund der Schwanz abgehackt wird, so liegt es nahe, daß er das Abhacken von Schwänzen gefühlsmäßig mißbilligt oder, allgemeiner, Grausamkeiten gegenüber Tieren oder, noch allgemeiner, Grausamkeiten überhaupt. Um die Abneigung gegen Schmerz und Brutalität zu erklären, muß man nicht den Umweg gehen, daß das Schwanzabhacken oder irgendeine andere – fremde oder eigene – körperliche Verletzung eine hypothetische Kastrationsangst mobilisiere und nur darum mit Mißfallen betrachtet wird. Eine solche Erklärung umfaßte zwei Annahmen: daß das Abhacken eines Körperteils Schmerz erzeugt und unter anderem darum gefürchtet wird, und daß die Kastration die einzige Körperverletzung ist, die der Mann wahrhaft fürchten kann. Die sparsamere Erklärung ist die, welche mit einer Annahme auskommt, in diesem Fall der ersten.

Schließlich die zehnte Regel: Ein Ergebnis mag sehr deutlich ausgefallen sein. Trotzdem wäre es möglich, daß irgendein unbemerkter Umstand in der ganzen Versuchsanordnung, irgendeine übersehene Randbedingung, irgendeine Parteilichkeit des Forschers, irgendein Fehler in seinem Gedankengang vorgelegen hat und das Ergebnis ungültig macht. Darum sollten alle wichtigen Experimente wiederholt werden, und zwar möglichst von anderen Forschern, die sich ruhig alle Mühe geben können, das Ergebnis zu widerlegen. Und wenn ein Befund nach mehreren solchen Replikationen immer noch Bestand hat: dann muß wohl etwas dran sein – dann darf sich der Verdacht langsam zu einer Fast-Gewißheit auswachsen. Die objektiv-empirische Wissenschaft formuliert dergleichen bescheiden

und unscheinbar: «Die linke Hirnhemispähre scheint meist diejenige zu sein, welche die Sprache steuert.» Das klingt anders als Freuds unentwegtes und auftrumpfendes «ganz ohne Zweifel steht fest», «die Fülle absolut sicherer Beobachtungen hat zweifelsfrei ergeben»...

Die Bescheidenheit der (natur)wissenschaftlichen Aussagen täuscht den Nichtfachmann leicht. Wenn sich etwas nach dieser Prüfungsprozedur so oder so zu verhalten «scheint», auch wenn noch viele Fragen offenbleiben, dann hat eine solche Aussage ein ganz eigentümliches Gewicht und ist sehr viel mehr als eine bloße weitere Spekulation, deren Fürwahrhalten dem Belieben jedes einzelnen überlassen ist. Die Dampfwalze hat ihre Arbeit getan.

Es versteht sich, daß alle Schlüsse, die auf diesem Erkenntnisweg gezogen werden, rationale Schlüsse sein müssen. Das heißt, sie müssen sich einigen Denkvorschriften fügen, die sich das menschliche Denken selbst auferlegt, um Trugschlüsse zu vermeiden, Vorschriften wie: «Du sollst keinen Schluß verwerfen, nur weil er dir persönlich nicht paßt», «Für jede Behauptung solltest du irgendein Beweismaterial vorlegen», «Alles hat seinen Grund», «Du mußt Widersprüche meiden wie die Pest», «Du sollst nicht annehmen, daß eine Sache gleichzeitig sie selbst und eine ganz andere sein kann», «Zwei sich widersprechende Erklärungen können nicht gleichzeitig richtig sein», «Du mußt prüfen, welche Folgerungen jede deiner Annahmen nach sich zieht»... Sicher läßt sich auch anders denken; daß sich anders richtiger denken läßt, hat indessen noch niemand aufgezeigt.

Die wissenschaftliche Rationalität ist das Ergebnis sozusagen einer Wette. Gewettet wurde und wird, daß jegliches Phänomen eine rationale Erklärung hat. Es hat eine rationale Erklärung, weil es nur eine einzige Natur gibt und an keiner Stelle ein übernatürliches Wirken zu Hilfe gerufen werden muß; und weil die menschliche Rationalität der inneren Beschaffenheit dieser Natur entspricht. Es läßt sich nicht beweisen, daß sich das Rationalitätsprinzip bis ganz zuletzt durchhalten läßt, daß das menschliche Erkennen nicht irgenwann in Bereiche gelangt, in denen die Rationalität versagt. Aber der Mensch, unwiderruflich aufgeklärt, rechnet nicht mehr wirklich damit, daß hinter dem nächsten Gebüsch eine übernatürliche Macht lauert, die die Fallgesetze auf den Kopf stellt. Die Wette wurde bisher kein einziges Mal verloren, alle in Angriff genommenen Phänomene, auch wenn sie zunächst noch so unbegreifbar schienen, haben sich schließlich als einer rationalen Erklärung zugänglich erwiesen, und so darf man schon darauf vertrauen, daß das Rationalitätsprinzip auch noch eine ganze Weile halten wird; daß es keine Lücken im großen Zusammenhang der Natur gibt; und daß schon gar nicht ausgerechnet das Innere des menschlichen Schädels eine solche Lücke bildet, an der die Rationalität zuschanden werden muß.

Allerdings, man müßte schon sehr vernagelt sein, um nicht zu bemerken, daß hier ein großes Dilemma besteht. Es gibt Probleme, die, obwohl

im Prinzip rational begreifbar, sich vorläufig der (natur)wissenschaftlichen Methode nicht gefügig machen lassen, etwa weil sie zu komplex sind oder weil die vorhandenen Untersuchungsapparate oder Untersuchungsverfahren sie nicht erreichen. Manche würden sogar sagen: alle wirklich interessanten Probleme aus dem Bereich der menschlichen Psyche gehören dazu, im Augenblick bestimmt und vielleicht noch auf sehr lange Zeit. Und wo die Antwort von Wertnormen abhängt, muß die Wissenschaft von vornherein passen. Wie sehr die Erde durch die Abfälle der menschlichen Industrie verschandelt und zerstört werden sollte, läßt sich wissenschaftlich nicht beantworten. Die Wissenschaft kann nur versuchen, möglichst genau festzustellen: wenn ihr das und das tut, wird das und das geschehen. Die Wissenschaft tut sich auch schwer, Aussagen über «den Geist» oder «die Psyche» an sich zu machen; sie kann nur konkrete und bestimmte einzelne Fragen untersuchen, zum Beispiel: Reagiert die Psyche auch auf Eindrücke, die nicht bewußt wahrgenommen werden? Wacht man aus Träumen seltener auf als aus dem traumlosen Schlaf? Führt eine strenge Sauberkeitserziehung zu bestimmten Charaktereigenschaften? Mit der Zeit häufen sich Antworten auf Abertausende solcher Fragen. Dabei zersplittert die Psyche, deren Einheit wir doch erleben, in ungezählte Einzelaspekte, und man kann sich nicht darauf verlassen, daß jemand dafür zuständig sein wird, sie wieder zusammenzusetzen. Vor allem daher die Enttäuschung über die (natur)wissenschaftliche Psychologie: lauter Spezialisten, die in kleinen Trippelschritten Spezialfragen nachgehen, und keiner hat das Ganze im Auge, den erlebenden Menschen. Verständlich ist diese Enttäuschung durchaus. Aber man kann nur das Mögliche verlangen. Die eigene Psyche zu verstehen: das ist wohl das schwierigste Projekt, das sich die Menschheit vorgenommen hat, und in ein paar Jahren oder auch Jahrzehnten ist allen wichtigen Fragen nicht beizukommen. Wir jedoch leben heute und können unsere Fragen nicht bis zum nächsten Jahrtausend vertagen. Wir müssen heute handeln, zum Beispiel heute Psychotherapie anbieten, auch wenn wir keinerlei Mittel haben, um sicher in Erfahrung zu bringen, welche Art von Therapie in welchen Fällen wirkt, welche Bestandteile der Therapien es sind, die wirken. Wir müssen der Wissenschaft also in vielem weit vorausseilen. Wir können uns dabei nur auf unsere Intuition verlassen und auf die primitive, langwierige, aber wirksame Methode «Versuch und Irrtum». Auch gegen die hermeneutische Methode – das intuitive, einfühlende Verständnis – ist nichts einzuwenden, sie ist sogar willkommen – unter einer Bedingung: Sie darf sich nicht rundheraus in Widerspruch zu Erkenntnissen setzen, die auf härtere Weise gewonnen wurden; und sie darf nicht dazu benutzt werden, die (natur)wissenschaftlichen Verfahren schlechthin als unzuständig und belanglos zu diskreditieren. Was die objektiven Disziplinen ermitteln, wird nicht darum unrichtiger oder überflüssiger, weil wir eigentlich mehr erwartet hatten, und es wäre verhängnisvoll, auf (natur)wissenschaftlichem Wege gewonnene Erkenntnisse zu ignorieren, nur weil die Dampfwalze so langsam vorankommt und vorerst alles in so viele kleine Teile zerstückelt. Nötig wäre eine Intuition, die sich bestens informiert hält

über den Stand der Naturwissenschaften vom Menschen und die jederzeit bereit ist, sich selber im Lichte relevanter «harter» neuer Befunde zu revidieren – eine aufgeklärte, lernende hermeneutische Intuition. Davon aber kann man zur Zeit nur träumen.

Nun haben wir uns in den letzten Jahrzehnten sehr wirkungsvoll den Glauben ausgetrieben, daß es eine objektive, wertfreie Erkenntnis geben könnte – in jeder Erkenntnis haben wir unser parteiisches Interesse aufgespürt. Tatsächlich kann selbst die scheinbar neutralste Erkenntnis in der Praxis Folgen zeitigen, die sich nicht mehr wertfrei sehen lassen. Tatsächlich gehen schon in die Auswahl der Fragestellungen unsere Interessen ein. Aber darum zu behaupten, eine wertfreie Erkenntnis gebe es schlechterdings nicht, und man könne jeden Versuch in dieser Richtung dann auch gleich unterlassen, heißt jedes Augenmaß verlieren. Es gibt sehr wohl kraß subjektive, vom eigenen Interesse bestimmte Erkenntnisse und solche, bei denen es sehr schwer fiele, eine solche Parteilichkeit aufzuspüren. Wenigstens annäherungsweise gibt es objektive Erkenntnis sehr wohl, und das Projekt einer vom Individuum mit seinen Beschränkungen und Voreingenommenheiten möglichst absehbaren Erkenntnisgewinnung bleibt das größte und (im guten wie im bösen) folgenreichste der Menschheit. Es läßt sich nicht mit dem Hinweis vom Tisch wischen, daß Klassenlage oder Zeitgeist oder Karrieredenken manche Fragestellungen eher aufkommen lassen als andere und manche Antworten willkommener machen. Heute gilt es als unfein, als «wissenschaftstheorieunkritisch», Objektivität für möglich und anstrebenswert zu halten. Aber sobald man sie als Anspruch fallenläßt, gibt man die Wahrheit zum Abschluß frei.

Die wissenschaftliche Methode reicht nicht überallhin. Aber wo sie hinreicht, da gibt es keine Alternative zu ihr. Niemand hat bisher ernstlich einen anderen, kürzeren, besseren Weg der Wahrheitsfindung vorgeschlagen.

Die Psychoanalyse macht eine Reihe von sehr kraftvollen Aussagen über den Aufbau und den Werdegang der menschlichen Psyche: daß der Charakter irreversibel von den Erfahrungen in den allerersten Lebensjahren festgelegt werde; daß alle Äußerungen der Liebe zu Mutter und Vater sexueller Natur seien; daß zurückgewiesene Triebansprüche später zu neurotischen Entgleisungen führten, und so weiter. Es sind Dinge, die, wenn richtig, weitreichende Folgen hätten und die niemand sonst behauptet – darum wirken sie von vornherein so untrivial. Wie immer, wenn wir es mit so erheblichen wie verwegenen Annahmen zu tun bekommen, stellt sich die Frage: Was beglaubigt sie? Wie wurden sie gewonnen? Welche Bestätigungen wurden seit ihrer Konzipierung gefunden? Welches Material liegt vor, das auch einen Zweifelnden von ihrer Richtigkeit überzeugen könnte – also welches objektive, unabhängige Material, das auch ein nicht schon Überzeugter gelten lassen müßte? Es ist leicht, eine Behauptung aufzustellen, und viel schwerer, sie zu widerlegen; manche sind überhaupt unwiderlegbar. Aber wir verwerfen Annahmen nicht nur, wenn

sie regelrecht widerlegt worden sind; wir verwerfen vernünftigerweise auch solche, für die die positiven Beglaubigungen ausbleiben oder die nach unseren sonstigen Kenntnissen einfach nicht richtig sein können. Wer behauptete, es gebe doch einen Mann im Mond, und zwar sei er einen Schuh hoch und lebe in einem Erdloch auf der Rückseite, hätte zwar mit Sicherheit unrecht; aber ihn förmlich zu widerlegen, erforderte einen ungeheuren Aufwand und mißlänge vielleicht selbst dann. Wir glauben nicht an den Mann im Mond, weil er sich nie sehen läßt und weil der Mond, so wie wir ihn kennen, kein Biotop für solche Wichtel darstellt. Wäre es anders, gäbe es kaum einen Aberglauben, der nicht doch Anspruch darauf erheben könnte, ernst genommen zu werden. Widerlegt worden ist auch nie, daß Scherben Glück bringen. Je exotischer eine Annahme, desto stärker sollten auch ihre positiven Beglaubigungen ausfallen und desto mehr sollte aus allgemeinen Gründen für sie sprechen. Auch die Psychoanalyse kann nicht davon leben, daß die eine oder andere ihrer Annahmen nicht förmlich widerlegt wird; sie braucht Fakten, die sie untermauern, und einen Zusammenhang, in dem sie plausibel wirken.

Das sogenannte klinische Material: das ist es, woraus die Psychoanalyse ihre Erkenntnisse gewonnen hat und gewinnt und worauf sie sich bis heute in erster Linie stützt. Klinisches Material: das sind die Beobachtungen des Psychoanalytikers an seinen Analysanden in der analytischen Situation. Es ist nicht: die «kontrollierte» Studie und erst recht nicht das Experiment, wie sie in der objektiven Psychologie selbstverständlich heimisch sind.

Und dieses klinische Material soll keine gute Quelle sein? Zunächst ist das überhaupt nicht einzusehen. Analytiker sind ja doch gründlich ausgebildete, erfahrene, gewissenhafte Menschen. Warum sollten ihre Beobachtungen als Erkenntnisquelle denn wertlos sein? Wertlos sind sie auch keineswegs; aber als einzige Erkenntnisquelle sind sie unzulänglich. Und das sind sie, weil die Beobachter die gebildetsten, erfahrensten, gewissenhaftesten der Welt sein können und ihre Beobachtungen dennoch notwendig – so die Fachformel – epistemologisch kontaminiert, nämlich in erkenntnistheoretischer Hinsicht verunreinigt oder verseucht.

Was verunreinigt sie? Die mangelnde Objektivität; oder umgekehrt: daß ihnen kein Schutz gegen subjektive Einstellungen eingebaut ist. Auch wenn der Psychoanalytiker mit dem Vorsatz an die Arbeit ginge, der unvoreingenommenste Beobachter der Welt zu sein – es gäbe nie eine Garantie dafür, daß seine Erwartungen nicht doch in seine Beobachtungen eingehen und sie auf subtile oder grobe Art verzerren. Tatsächlich ist objektive Beobachtung überhaupt nicht seine Absicht. Er begegnet seinen Patienten ganz und gar nicht unvoreingenommen, sondern mit einer Theorie im Kopf, die seinen Blick lenkt, seine Ohren sich in bestimmten Momenten spitzen läßt. Er hat diese Theorie in seiner langen Ausbildung – Studium, Lehranalyse – anerkannt, und praktizieren darf er nur, weil er sie anerkannt hat und durch seine Mitgliedschaft in einer psychoanalytischen Vereinigung weiter anerkennt. Er wird seine Patienten also auch

im Lichte dieser Theorie beobachten, und in ihrem Lichte wird er Schlüsse aus seinen Beobachtungen ziehen. Die Einsichten, die er selber gewinnt und die er seinem Patienten nahebringt, sind Einsichten mit den Vorzeichen dieser Theorie. Gerade darin ja besteht sein Beruf. Daß die Ausbildung des Analytikers – die vielen hundert Stunden der «Lehranalyse» vor allem, die er absolvieren muß – keine Einübung in wissenschaftliche Objektivität, sondern die Indoktrinierung mit einer Weltanschauung ist, hat Karl Jaspers aufs deutlichste gesehen: «Das ist ein Vorgang durchaus analog den Exerzitien, in denen nicht durch allgemeingültiges Erkennen, sondern durch Einübung in der Behandlung des eigenen Bewußtseins die Wahrheit erworben wurde. Die Lehranalyse prägt die Glaubensanschauungen im Zusammenhang mit dem eigenen Dasein so tief ein, daß sie, im Falle des Gelingens, verlässlich festsitzen ... Durch Wiederholung in den langen Analysen wird der Glaube fest; brauchbar ist der so Einschulbare.»⁷

Was daraus folgt, wurde oft formuliert, zum Beispiel von dem «akademischen» Psychologen Albert Bandura: «Der Inhalt der Einsichten, die ein bestimmter Patient gewinnt, und seines in Erscheinung tretenden Unbewußten ließ sich aus den Glaubensüberzeugungen des Therapeuten besser vorhersagen als aus der konkreten sozialen Lerngeschichte des Patienten.»⁸ Was Therapeut und Patient im Laufe einer Analyse scheinbar gemeinsam im Patienten entdecken, heißt das, sind die vorgefaßten theoretischen Überzeugungen des Analytikers. Ein amerikanischer Analytiker, Judd Marmor, hat diesen Sachverhalt am schlagendsten zum Ausdruck gebracht. Die Analyse, so schrieb er, will beim Patienten Einsicht bewirken. Was aber ist Einsicht? «Für einen Freudianer bedeutet sie eins, für einen Jungianer etwas anderes, für einen Rankianer, Horneyaner, Adlerianer oder Sullivanianer wieder etwas anderes. Wessen Einsichten sind die richtigen? Tatsache ist, daß Patienten, die von Analytikern all dieser Schulen behandelt werden, nicht nur günstig reagieren, sondern auch stark an die ihnen vermittelten Einsichten glauben. Selbst zugegeben unrichtige Deutungen haben sich als therapeutisch wertvoll erwiesen! ... je nach dem Standpunkt des Analytikers scheinen die Patienten jeder Schule mit genau dem phänomenologischen Material aufzuwarten, das die Theorien und Deutungen ihrer Analytiker bekräftigt! So neigt jede Theorie dazu, sich selber zu bestätigen. Freudianer bringen Material über den Ödipuskomplex und die Kastrationsangst zum Vorschein, Jungianer über Archetypen, Rankianer über Trennungsangst, Adlerianer über männlichen Ehrgeiz und Minderwertigkeitsgefühle, Horneyaner über idealisierte Bilder, Sullivanianer über gestörte interpersonale Beziehungen und so fort ... Wofür der Analytiker sich interessiert, was für Fragen er stellt, auf welches Material er reagiert und welches er ignoriert – alles das übt einen subtilen, aber signifikanten suggestiven Einfluß auf den Patienten aus ...»⁹

Da ist das Stichwort: Suggestion. Das klinische Material ist nicht frei von Suggestionseffekten. Auf manchmal sehr subtile Weise suggeriert der Therapeut seinem Patienten, was dieser nur aus sich selber herauszuho-

len glaubt; und auch, daß er sich gebessert oder geheilt fühlen sollte. Darum ist das klinische Material «epistemologisch kontaminiert» und kann unmöglich die einzige Quelle für eine objektive Theorie bilden. Der Psychoanalytiker läuft immer Gefahr, seinen klinischen Beobachtungen genau das zu entnehmen, was er vorher selber in seine Patienten hineingesehen hat.

Dieser Suggestionsverdacht wird oft leichthin abgetan. Der «Berufskodex und die analytische Technik selbst» wirkten der Suggestion entgegen, schrieb etwa Paul Ricœur 1981. Als meinte der Verdacht der epistemologischen Kontamination einen grobschlächtigen Effekt, der sich per Berufskodex verbieten ließe! Freud nahm den Verdacht zumindest ernst. In seiner letzten Vorlesung von 1916/17 sagte er: «Nun werden Sie sagen, ... es besteht doch die Gefahr, daß die Beeinflussung des Patienten die objektive Sicherheit unserer Befunde zweifelhaft macht ... Es ist die Einwendung, welche am häufigsten gegen die Psychoanalyse erhoben worden ist, und man muß zugestehen, wenn sie auch unzutreffend ist, so kann man sie doch nicht als unverständlich abweisen. Wäre sie aber berechtigt, so würde die Psychoanalyse doch nichts anderes als eine besonders gut verkappte, besonders wirksame Art der Suggestionsbehandlung sein, und wir dürften alle ihre Behauptungen über Lebenseinflüsse, psychische Dynamik, Unbewußtes leicht nehmen ... Die Widerlegung dieser Anwürfe gelingt leichter durch die Berufung auf die Erfahrung als mit Hilfe der Theorie. Wer selbst Psychoanalysen durchgeführt hat, der konnte sich ungezählte Male davon überzeugen, daß es unmöglich ist, den Kranken in solcher Weise zu suggerieren. Es hat natürlich keine Schwierigkeit, ihn zum Anhänger einer gewissen Theorie zu machen und ihn so auch an einem möglichen Irrtum des Arztes teilnehmen zu lassen ... Die Lösung seiner Konflikte und die Überwindung seiner Widerstände glückt jedoch nur, wenn man ihm solche Erwartungsvorstellungen gegeben hat, die mit der Wirklichkeit in ihm übereinstimmen.»¹⁰ Damit hat Freud eingeräumt, daß die psychoanalytische Situation in der Tat höchst suggestionssträftig ist. Und er hat angegeben, was seiner Meinung nach das klinische Material von der Verunreinigung durch Suggestionen freihält. Es ist der Heilungserfolg. Suggestionen bewirken seiner Meinung nach nichts, nur richtige Erkenntnisse werden vom Patienten letztlich akzeptiert und bringen ihm Heilung.

Heute halten sich Analytiker mit ihren Deutungen meist zurück und versuchen nicht mehr, ihre Patienten zu ihren theoretischen Ansichten zu bekehren. Trotzdem können sie nicht verhindern, daß auch noch ihre behutsamsten Rückfragen und Einwürfe den Patienten suggestiv lenken. Er ist empfänglich für noch feinere Beeinflussungen: «Der Gesichtsausdruck des Therapeuten, ein fragender Blick, ein Heben der Augenbrauen, ein kaum wahrnehmbares Kopfschütteln oder Achselzucken – alles das sind für den Patienten bedeutsame Winke. Doch selbst hinter der Couch wirken unsere Hms wie unser Schweigen, die Interessiertheit oder Uninteressiertheit, die aus unserem Tonfall herauszuhören sind, oder unsere

wechselnden Körperhaltungen wie feine Funksignale, die die Antworten des Patienten beeinflussen, die einen verstärken, die anderen abschwächen. Zahlreiche Beobachter haben solche Beeinflussung experimentell bestätigt.»¹¹ Aber selbst wenn der Therapeut ganz stumm und reglos bliebe, wüßte sein Patient heutzutage vom Hörensagen oder aus gezielter Lektüre eine ganze Menge über die Theorie hinter der aufwendigen Behandlung, auf die er sich eingelassen hat – und wüßte also auch ganz gut, welcherlei Produktionen von ihm erwartet werden. So ahnungslos ist heute niemand mehr, der eine Analyse beginnt, daß er nicht mindestens die Marschroute kannte: Kindheit, Eltern, Sex, unerinnerte Seelendramen. In dieser Richtung sucht er; die Fundstücke sind das «Material», das er seinem Analytiker darbietet. Hervorgerufen wird es längst auch ohne dessen ausdrückliche Forderung von dem bloßen Ruf der Psychoanalyse.

Nach seinen eigenen Bekundungen zu urteilen, scheint Freud selber seine Analyse zuweilen wie einen Ringkampf betrieben zu haben, in dem es darum ging, einem widerspenstigen Patienten seine Deutungen aufzuzwingen. Der Psychologe Christof T. Eschenröder hat nachgewiesen, wie massiv Freud seine Patienten nach eigener Bekundung immer wieder in seinem Sinn beeinflußt hat. Etwa seinen wohl berühmtesten Patienten, den «Wolfsmann», der Jahrzehnte später der Journalistin Karin Obholzer berichtete: «Als er mir alles erklärt hat, hab ich ihm gesagt: Also gut, ich bin einverstanden, aber ich werd das noch überprüfen, ob das richtig ist. – Und er hat gesagt: Also fangen Sie damit gar nicht an. Weil in dem Moment, in dem Sie versuchen, die Dinge kritisch zu betrachten, können wir mit der Kur nicht weiterkommen. Es wird Ihnen so und so helfen, ob Sie jetzt glauben oder nicht glauben, es hilft Ihnen. – Na und selbstverständlich hab ich dann auf weitere Kritik verzichtet.»¹² Eschenröder nennt dies einen Fall von positiver Suggestion. Man kann es auch schlicht als Erpressung bezeichnen: Wenn du meiner Deutung nicht kritiklos zustimmst, wirst du nicht gesund.

Eschenröder: «Der Analytiker beeinflußt den Patienten, indem er ihm deutlich macht, welche Inhalte für die Therapie besonders wichtig sind. Äußerungen, die dem Therapeuten als relevant erscheinen, werden beachtet und verstärkt, während andere Inhalte nicht oder weniger beachtet werden. Konstruktionen und Interpretationen seitens des Analytikers beeinflussen das Selbst- und Weltbild des Patienten. Abweichende, mit der Theorie nicht übereinstimmende Äußerungen werden häufig als Widerstand gedeutet (und entsprechend bearbeitet). Wenn der Patient die analytischen Deutungen annimmt und in sein Selbstkonzept integriert, wirkt sich dies auf sein Denken, Fühlen und Handeln aus. Er wird daher häufig direkte oder indirekte Bestätigungen für die Therapie seines Therapeuten liefern.»¹³

Noch in einer seiner letzten Schriften beschäftigte Freud der Vorwurf der Suggestion. «Die Gefahr, den Patienten durch Suggestion irrezuführen, indem man ihm Dinge einredet, an die man selbst glaubt, die er aber nicht annehmen sollte, ist sicherlich maßlos übertrieben worden. Der Ana-

lytiker müßte sich sehr inkorrekt benommen haben, wenn ihm ein solches Mißgeschick zustoßen könnte; vor allem hätte er sich vorzuwerfen, daß er den Patienten nicht zu Wort kommen ließ. Ich kann ohne Ruhmredigkeit behaupten, daß ein solcher Mißbrauch der Suggestion in meiner Tätigkeit sich niemals ereignet hat.»¹⁴ Was ist das für ein flaes Kriterium dafür, ob Suggestion stattgefunden hat oder nicht: Suggestion könne sich nur dort einschleichen, wo man den Patienten nicht «zu Wort kommen» läßt! Umgekehrt heißt das doch, Suggestion sei ausgeschlossen, wenn der Patient nur zu Wort kommt. Einen unbeabsichtigten Einblick in seine Praxis gibt Freud in seiner *Traumdeutung*. Er selber hatte von einem Buch mit dem Titel *Berühmte Redner* geträumt, und seine Deutung besteht darin, daß er den Titel auf sich selber bezieht: «Der Sachverhalt ist der, daß ich vor einigen Tagen neue Patienten zur psychischen Kur aufgenommen habe und nun zehn bis elf Stunden täglich zu sprechen genötigt bin. Ich bin also selbst so ein Dauerredner.»¹⁵ Also war er es offenbar, der in den Therapiestunden am meisten redete, nicht seine Patienten. Und der Zweck des vielen Redens bestand darin, die Patienten trotz ihres Sträubens («Widerstand») von seinen Deutungen zu überzeugen. Zuweilen scheint er seine Patienten geradezu wie Feinde behandelt zu haben, deren Sträuben es niederzukämpfen galt. Und wenn sie zwischendurch auch einmal zu Worte kamen, dann war er anscheinend schon beruhigt: Dann war jede Suggestion ausgeschlossen.

Auf die folgende Weise etwa versuchte Freud den «nervösen Husten» einer achtzehnjährigen Patientin (Ida Bauer, genannt «Dora») zu deuten und damit zu heilen: «Als sie wieder einmal betonte, Frau K. liebe den Papa nur, weil er ein *vermögender* Mann sei, merkte ich aus gewissen Neben Umständen ihres Ausdrucks, ... daß sich hinter dem Satze sein Gegenteil verberge: Der Vater sei ein *unvermögender* Mann. Dies konnte nur sexuell gemeint sein, also: Der Vater sei unvermögend, also impotent. Nachdem sie diese Deutung aus bewußter Kenntnis bestätigt, hielt ich ihr vor, in welchen Widerspruch sie ver falle, wenn sie einerseits daran festhalte, das Verhältnis [des Vaters] mit Frau K. sei ein gewöhnliches Liebesverhältnis, und andererseits behaupte, der Vater sei impotent, also unfähig, ein solches Verhältnis auszunützen. Ihre Antwort zeigte, daß sie den Widerspruch nicht anzuerkennen brauchte. Es sei ihr wohl bekannt, daß es mehr als eine Art der sexuellen Befriedigung gebe. Die Quelle dieser Kenntnis war ihr allerdings wieder unauffindbar. Als ich weiter fragte, ob sie die Inanspruchnahme anderer Organe als der Genitalien für den sexuellen Verkehr meine, bejahte sie, und ich konnte fortsetzen: dann denke sie gerade an jene Körperteile, die sich bei ihr in gereiztem Zustande befänden (Hals, Mundhöhle). Soweit wollte sie freilich von ihren Gedanken nichts wissen, aber sie durfte es sich auch gar nicht völlig klargemacht haben, wenn das Symptom ermöglicht sein sollte. Die Ergänzung war doch unabweisbar, daß sie mit ihrem stoßweise erfolgenden Husten, der wie gewöhnlich einen Kitzel im Halse als Reizanlaß angab, eine Situation von sexueller Befriedigung *per os* zwischen den zwei Personen vorstellte, deren Liebesbeziehung sie unausgesetzt beschäftigte. Daß die kürzeste

Zeit nach dieser stillschweigend hingenommenen Aufklärung der Husten verschwunden war, stimmte natürlich recht gut; wir wollten aber nicht zu viel Wert auf diese Veränderung legen, weil sie ja schon so oft spontan eingetreten war.»¹⁶

Diese Szene soll hier gar nicht kommentiert werden. Man vergegenwärtige sie sich nur: Da ist ein gescheites, verstörtes achtzehnjähriges Mädchen, das an Ohnmachtsanfällen, Krämpfen, Husten, Atembeschwerden und anderem leidet und einen Nervenarzt aufsucht, zu dieser Zeit ein Mann von 46 Jahren, dessen Stern gerade aufgeht. Er ignoriert alle Hinweise auf ein organisches Leiden, obwohl er weiß, daß ihr Vater Tuberkulose und die gleichen asthmatischen Beschwerden wie sie hat und vor ihrer Zeugung Syphilitiker war. Umstandslos diagnostiziert er «Hysterie» und verspricht ihr, sie davon zu heilen. Dazu fordert er sie auf, sich auf seine Couch zu legen und von sich zu erzählen. Immer wieder kreisen ihre Gedanken um den Vater und seine Geliebte. Einmal sagt sie: Die liebe ihn ja doch nur seines Geldes wegen – und nichts anderes. Er dreht ihr das Wort buchstäblich im Mund herum und behauptet, sie habe in Wahrheit an die Impotenz des Vaters gedacht (auf die zu tippen dem Deuter nicht schwergefallen sein dürfte, denn er wußte ja von den Krankheiten des Mannes). Mit welchem Grund versteht er «impotent», wo sie «vermögend» sagte? Nur weil es da «gewisse Nebenumstände ihres Ausdrucks» gegeben haben soll – vielleicht hat sie es etwas zögernd gesagt, es war ja auch ein möglicherweise ungerechter Vorwurf; wenn die «gewissen Nebenumstände» nicht ohnehin nur in der Einbildung des ärztlichen Detektivs bestanden. Daraufhin hält er ihr einen längeren Vortrag, der im Klartext auf dies hinausläuft: Ihre Kehle sei darum so gereizt, weil sie sich immerzu vorstelle, allerdings ohne das mindeste davon zu ahnen, wie ihr Vater seine Geliebte in den Mund fickt. (Im Eifer des Gefechts hat er ganz vergessen, daß als Ersatzhandlung bei Impotenz auch Fellatio nicht gut möglich ist.) Sie streitet diese Deutung ab, er nimmt ihren Einspruch als Bestätigung: Gerade weil sie von «ihren Gedanken» (seine Gedanken sind in seiner Darstellung an dieser Stelle bereits ganz selbstverständlich zu ihren Gedanken geworden) eben nichts wisse, hätten diese ihr «Symptom», den Husten, hervorbringen können. Der Husten selber also soll beweisen, daß sie sich solchen unbewußten Phantasien hingibt. Daß er nach einiger Zeit dann wieder einmal besser wird, schreibt der Arzt halb und halb seiner Detektivarbeit zu; der Heilerfolg bestätigt ihm die eigene Konstruktion. Oder vielmehr würde er sie sich gern von ihm bestätigen lassen, muß dann aber doch einräumen, daß der Husten auch vor seiner «Enthüllung» schon manchmal besser geworden war. Die Patientin hat ihm selber fast nichts gesagt; die ganze Konstruktion stammt von ihrem Analytiker und wird von ihr abgestritten. Keine Erinnerung, keine Zustimmung, keine Heilung kommt ihr entgegen. Kein objektiver Tatbestand bestätigt sie in irgendeiner Weise. Sie könnte ein bloßes Hirngespinnst sein. Hinterher aber bildet sie eben jenes «klinische Material», an dem sich dann die psychoanalytische Theorie formt. Die Ätiologie des Hustens? Er gehe auf unbewußte Vorstellungen vom oralen Geschlechts-

verkehr zurück. Beweis? Das «klinische Material», etwa Freuds berühmter Fall «Dora», der doch «unabweislich» die Ätiologie des nervösen Hustens geklärt habe.

Darum mögen die «Szientisten» das klinische Material der Psychoanalyse nicht als beweiskräftig akzeptieren. Darum halten sie es für epistemologisch kontaminiert. Aussagekräftig könnte es erst in Verbindung mit einer Theorie sein, die sich auch einer objektiven Überprüfung stellt; dann wären die klinischen Beobachtungen nur ein weiterer Test unter naturalistischen Bedingungen, der sie bestätigen, aber auch in Zweifel ziehen könnte. «Empirisch», nämlich aus der Erfahrung gewonnen, ist auch das klinische Material. Aber ob die Theorien der Psychoanalyse stichhaltig sind, läßt sich einzig aufgrund des von Psychoanalytikern gelieferten klinischen Materials nie und nimmer entscheiden. Dazu ist eine Empirie anderer, objektiver Art nötig: der verflixte Szientismus.

«Freuds Fallgeschichten und theoretische Schriften bestehen zum großen Teil aus gelegenen kommenden Anekdoten, entwaffnenden literarischen Parallelen, fintenreicher Abwehr von Einwänden, Versprechungen, daß die Beweise später nachgereicht würden, oder falschen Versicherungen, daß sie schon früher geliefert wurden, Beteuerungen, daß vorgebliche Heilungen und objektive Beobachtungen seine Theorie bewiesen hätten, und der Behauptung, daß die Zweifel seiner Kritiker auf unbewußten Widerstand und Verdrängung zurückgingen. Kurz, während er weiterhin betonte, daß die Psychoanalyse eine strenge Naturwissenschaft sei, hatte sich Freud einfach aus der weiteren wissenschaftlichen Gemeinschaft zurückgezogen und sie durch einen Kult seiner persönlichen Autorität ersetzt.» So Frederick Crews in einem Essay¹⁷, der sich mit den heroischen Gründerjahren der Psychoanalyse befaßt und mit der Art, wie Freud zu seinen vermeintlich wissenschaftlichen Einsichten kam.

Objektive, zumindest tendenziell objektive Überprüfungen der Theorie haben stattgefunden, Experimente im Labor und in der «Natur», Feldstudien. Zuweilen wurden sie von Psychoanalytikern durchgeführt, meist aber von «akademischen» Psychologen und Psychiatern, die der Psychoanalyse mit Interesse und Sympathie gegenüberstanden. Wer sich mit diesem Korpus bekannt machen will, ist nicht darauf angewiesen, in den vergilbten Jahrgängen entlegener Fachzeitschriften nachzublätern. Es gibt zwei umfangreiche Bücher, die nichts anderes tun, als diese Arbeiten zu referieren und zu bewerten. Eins stammt von den amerikanischen Psychologen Seymour Fisher und Roger P. Greenberg¹⁸, das andere von dem englischen Psychometriker Paul Kline¹⁹. Beide Bücher begegnen der Psychoanalyse mit großem Wohlwollen. Beide haben sich bemüht, nichts zu übersehen, was irgend für die Theorie sprechen könnte, und ignorieren ausnahmslos alles, was indirekt gegen sie spricht. Und beide Autoren sind davon überzeugt, daß sie nicht wenige objektiv-empirische Studien zusammengetragen haben, die deren Annahmen stützen oder sie zumindest nicht widerlegen. Freuds Theorien, so meinen beide, hätten den Test gar nicht schlecht bestanden, und die Bestandsaufnahme tue ihnen einen

Gefallen. Das Buch von Kline hat den Vorteil der größeren Übersichtlichkeit und Aktualität. Sein Autor hat auf diesem Gebiet selber über lange Jahre Forschung betrieben.

Wer diese Materie auch nur stellenweise kennt, wird von den Ergebnissen nicht überrascht sein. Wenn er der Psychoanalyse gewogen ist, wird er sich bei der Lektüre immer wieder freuen, daß auch nach den Kriterien der strengen akademischen Wissenschaft hier und da etwas Wahres dran zu sein scheint. Wer sich jedoch naiver an die Lektüre macht, der wird aus dem Wundern gar nicht mehr herauskommen. Immerhin weiß er, zumindest vom Hörensagen, einiges über die Psychoanalyse, weiß, daß einzelne Teile ihrer Theorien sich dem psychologisierenden Zeitgeist tief eingeschrieben haben, hantiert selber willig mit Begriffen wie Ödipuskomplex, Kastrationsangst, orale Phase, analer Charakter, Regression, Fixierung, Triebabfuhr, Sublimierung, Verdrängung, Fehlleistung, sucht Träume nach Sexualsymbolen ab, begreift Stadionprügeleien als Ausdruck eines Destruktionstriebes ... Eine dermaßen einflußreiche und dermaßen kraftvolle, ja geradezu dramatische Theorie wird doch auch im Labor immer wieder ihre Richtigkeit demonstriert haben? Vielleicht, daß sie stärkere und schwächere Partien hat und hier oder da etwas modifiziert werden muß, wie jede wissenschaftliche Theorie – aber das Gesamtergebnis wäre doch ganz gewiß überwiegend und wahrscheinlich sogar überwältigend positiv?

Bevor Kline mit seiner Bestandsaufnahme auch nur beginnen kann, so muß man verblüfft entdecken, unternimmt er etwas Schwerwiegendes: Er gibt die psychoanalytische Theorie als Einheit preis, bei der alle Annahmen miteinander verbunden sind und auseinander folgen, und behandelt sie als ein Sammelsurium unverbundener Theorien, die unabhängig voneinander überprüft, bestätigt oder widerlegt werden können. Für Freud stellte sie hingegen eine unverbrüchliche Einheit dar – eine «Einheit, aus der nicht jeder nach seiner Willkür Teile herausbrechen kann»²⁰, und das war sie tatsächlich. Wenn irgendeine Annahme sich nicht bestätigt hat, so wirkt sich das in Klines Verständnis niemals auf eine benachbarte Annahme aus; wenn eine übergeordnete Annahme zurückgezogen werden muß, bleiben dennoch die logisch und historisch von ihr abgeleiteten unverändert bestehen und werden weiter einzeln überprüft. Das heißt, für Kline ist die Psychoanalyse von vornherein gar nicht mehr das große, zusammenhängende Gedankengebäude, als das sie einst konzipiert war, sondern eine Art Grabbelkiste, in der man, wenn man aufpaßt und sich auskennt, unter viel Ramsch vielleicht das eine oder andere brauchbare Stück findet. Die Bibliographie zu Klines Buch enthält gut 600 Titel; die allermeisten sind einzelne Forschungsberichte. Das Buch von Fisher/Greenberg sichtet etwa 2000 Forschungsberichte. Man kann also schätzen, daß psychoanalytische Annahmen dem objektiven Test alles in allem gut zweitausendmal unterzogen worden sind. Auf den ersten Blick scheint das nicht wenig; aber wenn man sich vergegenwärtigt, daß über ein einzelnes Problem wie das des Alkoholismus zur Zeit etwa 700 objek-

tiv-empirische Studien pro Jahr erscheinen, so wirkt selbst Fisher/Greenbergs höhere Zahl geradezu ärmlich.

Kline ignoriert alle Studien, die den Rorschach-Test benutzen; Fisher/Greenberg berücksichtigen auch sie, und das erklärt zum Teil ihre höhere Zahl. Der Rorschach-Test, 1921 von dem Psychologen Hermann Rorschach eingeführt, war über Jahrzehnte hin der meistbenutzte psychologische Test überhaupt und hat auch heute noch manche Anhänger. In den Augen der Öffentlichkeit war er geradezu der Inbegriff aller psychologischen Diagnostik. Er beansprucht nicht weniger, als die gesamte Persönlichkeit in allen ihren Winkeln erfassen zu können. Bekanntlich besteht er aus zehn farbigen, seitensymmetrischen Tintenklecksen; der Testleiter registriert, was der Getestete in sie hineinsieht und wie er das tut, und wertet diese Reaktionen dann nach vorgegebenen Gesichtspunkten aus. Wenn er ein Köhner ist, liest sich sein Report wie eine hochliterarische Charakterbeschreibung. Leider nur hat sich mit den Jahren herausgestellt, daß der Rorschach-Test von minimaler Reliabilität und magerer Validität ist; das heißt, als Meßinstrument ist er höchst ungenau, und es ist unklar, ob er überhaupt mißt, was er messen soll. In dem maßgebenden Werk, in dem regelmäßig alle psychologischen Tests vorgestellt und einer strengen Kritik unterzogen werden, dem *Mental Measurement Yearbook*, kam der Psychologe Arthur R. Jensen nach der Sichtung der umfangreichen Rorschach-Literatur 1965 zu dem ungewöhnlich vernichtenden Ergebnis: «Solange die Befürworter des Rorschach-Tests nicht [mit Beweisen für seine Reliabilität und Validität] aufwarten, scheint die Empfehlung nicht unangebracht, in der klinischen Praxis völlig auf ihn zu verzichten und von Psychologiestudenten nicht weiter zu verlangen, daß sie ihre Zeit mit ihm verschwenden ... Der Fortschritt in der klinischen Psychologie mag inzwischen daran gemessen werden, wie schnell und gründlich sie sich vom Rorschach lossagt.»²¹ Rorschach-Studien also ignoriert Kline in seiner Bestandsaufnahme; andere «projektive» Tests bezieht er mit ein, auch wenn strenge Psychometriker von ihnen nicht viel besser denken.

Von den 600 Studien der Freudschen Theorien, die Kline erfaßt, kamen bei großzügiger Zählung knapp 100 zu positiven Ergebnissen. Die anderen 500 widersprachen den Freudschen Theorien, oder sie waren für sie entweder irrelevant oder so mangelhaft, daß ihnen weder ein Pro noch ein Kontra zu entnehmen war. Die meisten referierten positiven Studien (etwa 20) erntete das Phänomen der «Wahrnehmungsabwehr», die, wie ein späteres Kapitel zeigen wird, völlig außerhalb des Freudschen Paradigmas erforscht und erklärt wurde und nur notdürftig mit der Freudschen Theorie zu vereinbaren ist. Die bloße Tatsache, daß es so etwas wie «Wahrnehmungsabwehr» gibt, beweist noch nicht die Realität der Verdrängung, und wäre die Verdrängung als Phänomen erwiesen, so wäre noch immer lange nicht ausgemacht, daß sie bewirkt, was sie Freud zufolge bewirken soll – daß verdrängte Vorstellungen Krankheitssymptome hervorrufen. Die zweitgrößte Anzahl positiver Studien (etwa 16) bestätigt Kline zufolge die Freudschen Annahmen über die Symbolbildung. Bei nä-

herem Hinsehen stehen sie mit denen aber höchstens in einem fernen Zusammenhang. Freud nämlich hatte behauptet, daß in den Träumen viele Gegenstände eine symbolische sexuelle Bedeutung haben und daß man durch die Deutung dieser Symbole zu den verdrängten, krankmachenden sexuellen Vorstellungen des Patienten vordringen könne. Untersucht wurde aber zum Beispiel, ob Menschen, denen man aufträgt, Gegenstände nach dem Geschlecht zu klassifizieren (ist ein Hammer eher männlich, eine Flasche eher weiblich?), dies tatsächlich tun, und des öfteren sogar nach dem Freudschen Kriterium der Länglichkeit (Penis-Symbole) und Hohlheit (Vagina-Symbole). Daß wir etwas auf Aufforderung und völlig bewußt tun können, beweist noch lange nicht, daß «das Unbewußte» etwas ähnliches von sich aus und ständig tut.

Manche Themen der positiven Studien wiederum sind dem Zentrum der Freudschen Theorien so fern, daß deren Ausgang sehr wenig besagt. Eine unzweideutig positive Studie etwa fand, daß Patienten mit Blinddarmentzündung ihre Lebensgeschichte überdurchschnittlich oft mit Geburtskomplifikationen begonnen hatten, und Kline schreibt diesen Befund voll der Psychoanalyse gut. Wenn es tatsächlich zutrifft – und auf eine einzige Studie verläßt man sich bei solchen Fragen besser nicht –, gäbe es natürlich sehr wohl auch andere Erklärungen.

Dies denn ist überhaupt der häufigste und schwerste Einwand gegen Klines Verfahren, vor allem von dem Psychologen Hans-Jürgen Eysenck wiederholt vorgetragen: Sobald ein Ergebnis eine Freudsche Annahme unterstützt oder ihr zumindest nicht allzu kraß widerspricht, sieht Kline sie als bewiesen an. Ob sich das positive Ergebnis auch anders erklären läßt, fragt er nicht – alternative Erklärungen zieht er nicht in Erwägung. Wenn andererseits ein Ergebnis der Freudschen Annahme widerspricht, betrachtet er sie noch lange nicht als widerlegt, sondern nur als einstweilen nicht bestätigt.

Aber selbst wer diesen Schönheitsfehler hinzunehmen bereit wäre, könnte doch an seinen zehn Fingern nachzählen, daß die objektiv-empirische Nachprüfung zu 80 Prozent negative oder irrelevante Ergebnisse brachte. Die restlichen 20 Prozent betrafen die Freudsche Theorie zum Teil nur indirekt; einige waren ganz und gar marginal. Klines Bestandsaufnahme, von der er selber findet, sie sei für die Psychoanalyse gar nicht ungünstig ausgegangen, wirkt auf den weniger zu Wohlwollen entschlossenen Leser also geradezu katastrophal. Was einmal ein riesiges, imposantes Gebäude schien, steht als eine Ansammlung verschiedenartigster kleiner Hütten dar, von denen die allermeisten verfallen sind oder in Trümmern liegen.

Anmerkungen

-
- ¹ Sigmund Freud: «Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia» (1911). Studienausgabe, Ergänzungsband, Frankfurt/Main: S. Fischer, 1975, S.183
- ² Heinz Häfner: «Sind psychische Krankheiten häufiger geworden?». In: *Der Nervenarzt*, 56 (3), 1985, S.120-133
- ³ Peter Medawar: *Pluto's Republic*. Oxford: Oxford UP, 1984, S.69
- ⁴ Peter Medawar: *Pluto's Republic*. Oxford: Oxford UP, 1984, S.67
- ⁵ Peter Medawar: *Pluto's Republic*. Oxford: Oxford UP, 1984, S.67
- ⁶ Günter Wallraff: *Ganz unten*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1985, S.143
- ⁷ Karl Jaspers: «Zur Kritik der Psychoanalyse» (1950). In: Karl Jaspers: *Der Arzt im technischen Zeitalter*. München: Piper, 1986, S.59-67
- ⁸ Albert Bandura: *Aggression. A Social Learning Hypothesis*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 1973, S.41
- ⁹ Judd Marmor: «Psychoanalytic Theory as an Educational Process». In: J. Massermann (Hg.): *Psychoanalytic Education*. New York: Grune and Stratton, 1962, S.289
- ¹⁰ Sigmund Freud: «Die analytische Therapie. 28. Vorlesung». *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1916/17). Studienausgabe, Bd.1, S. Fischer, Frankfurt/Main, S.434-435
- ¹¹ Judd Marmor: «Psychoanalytic Theory as an Educational Process». In: J. Massermann (Hg.): *Psychoanalytic Education*. New York: Grune and Stratton, 1962, S.292
- ¹² Karin Obholzer: *Gespräche mit dem Wolfsmann – Eine Psychoanalyse und die Folgen*. Reinbek: Rowohlt, 1980, S.45
- ¹³ Christof T. Eschenröder: *Hier irrte Freud – Eine Kritik der psychoanalytischen Theorie und Praxis*. München: Urban & Schwarzenberg, 1984, S.43
- ¹⁴ Sigmund Freud: «Konstruktionen in der Psychoanalyse» (1937). Studienausgabe, Ergänzungsband, Frankfurt/Main: S. Fischer, 1975 S.399
- ¹⁵ Sigmund Freud: *Die Traumdeutung* (1900). Studienausgabe, Bd.II, Frankfurt/Main: S. Fischer, 1972, S.272
- ¹⁶ Sigmund Freud: «Bruchstücke einer Hysterie-Analyse» (1905). Studienausgabe, Band VI, Frankfurt/Main: S. Fischer, 1971, S.122-123
- ¹⁷ Fredrick Crews: «The Freudian Way of Knowledge». In: *The New Criterion*, June 1984, S.7-25
- ¹⁸ Seymour Fisher/Roger P. Greenberg: *The Scientific Credibility of Freud's Theory and Therapy*. New York: Basic Books, 1977
- ¹⁹ Paul Kline: *Fact and Fantasy in Freudian Theory*. London: Methuen, 1972, stark ergänzte 2. Auflage 1984
- ²⁰ Sigmund Freud: «Aufklärungen, Anwendungen, Orientierungen. 34. Vorlesung». *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1933). Studienausgabe, Bd.I, Frankfurt/Main: S. Fischer, 1969, S.568
- ²¹ Arthur A. Jensen: [Review of the Rorschach Test]. In: Oscar Krisen Buros (Hg.): *The Sixth Mental Measurements Yearbook*. Highland Park, NJ: Gryphon Press, 1965, S.509